

# Georg Forster's Abschied : eine Geschichte aus dem Jura

Autor(en): **Greyerz, L. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **1 (1884)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747481>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Georg Forster's Abschied.

Eine Geschichte aus dem Jura.

Von L. v. Greenerz.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift darf zwar das Leben Georg Forster's als bekannt voraussetzen, indessen möchte es nicht unzweckmäßig sein, dasselbe an der Hand der neuesten Forschungen und einer ausführlichen Biographie von Alfred Dove (Deutsche Biographie VII. 172—181) in Kürze hier anzubringen.

Johann Georg Adam Forster wurde am 27. November 1754 zu Nassauhuben bei Danzig als der älteste Sohn des Reisenden und Naturforschers Johann Reinhold Forster (22. Oktober 1729, † 9. Dezember 1798) geboren. Ueber die Hälfte seines kurzen Lebens verbrachte er in solcher Gemeinschaft mit dem Vater, daß durch dessen Wesen und Schicksal seine eigene Entwicklung und Haltung fast durchaus verhängnisvoll bestimmt ward. Die ersten zehn Jahre verlebte er im Pfarrhaus des Dörfchens Hochzeit; bei seiner frühen Kränklichkeit wurde er zeitlich ernst, geistig ungemein regsam und höchst lernbegierig, was seinem Vater, der ihn im Latein, Französisch und Naturgeschichte unterrichtete, große Freude verursachte. Die theoretische und praktische Kräuterkunde, verbunden mit einem fröhlichen Umherstreifen in der ländlichen Gegend, weckte den Blick des Knaben sehr frühe, legte aber auch den Keim der Unstätigkeit in seine Seele. Im Sommer 1765 folgte er, erst elf Jahre alt, seinem Vater nach Saratow, wo er in den Wolgasteppen oft botanisiren ging; in der Petrischule zu Petersburg setzte er seine Studien fort. Im Sommer 1766 siedelte er nach London über, wo er zu einem Kaufmann in die Lehre kam, in eine schwere Krankheit fiel und im Herbst 1767 nach Warrington in Lancashire zog, aber schon 1770 nach London zurückkehrte. Sechszehn Jahre alt, übersetzte er des Erwerbs wegen fremde Reisebeschreibungen in's Englische, die dann der Vater mit gelehrten Anmerkungen versah.

In der gleichen Rolle des treuen Gehülfsen, bei den Studien und Exkursionen, stand er dem Vater zur Seite auf der dreijährigen Weltfahrt Cook's in den Jahren 1772 bis 1775, über die er ein großes Werk im Druck erscheinen ließ. In diesem letztern Jahre begab er sich sodann nach Paris und von da 1777 über Holland nach Deutsch-

land, wo ihm der Landgraf von Hessen-Kassel zwei Jahre später einen Lehrstuhl am Karolinum in Kassel anbot, den er auch fünf Jahre lang einnahm. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe als Lehrer der Naturgeschichte nach Wilna und als drei Jahre darauf die Kaiserin Katharina eine Reise um die Welt zu veranstalten beabsichtigte, wurde er zum Historiographen dieser Reise ernannt. Die Reise unterblieb indessen des Türkenkrieges wegen und Forster lebte nun eine Zeitlang in Göttingen ohne Amt, bis ihn der Kurfürst von Mainz 1788, in Folge Vermittlung unseres schweizerischen Landsmannes Joh. von Müller, zu seinem ersten Bibliothekar und zum Professor ernannte. In seinem Amte aber war er ebenso nachlässig und gleichgültig, wie in seinen Professuren, dagegen widmete er sich mit Eifer und Ernst der Schriftstellerei. Seine Hauptstärke bestand in zusammenfassender geographischer Schilderung, und darin ist er nur von Wenigen übertroffen worden. Der Arbeit war viel, sie war uneinträglich, seine Gesundheit litt, seine Wirthschaft ging schlecht und die Schulden häuften sich. Die ernstere Weltanschauung, der er sich wieder zugewandt, erhielt durch den unablässig äußern Druck und weit mehr noch durch schweren Kummer allmählig eine düstere Färbung. Daß er dem Vater völlig entfremdet war, trug er gelassen als unabänderlich; bei dem Tode zweier Kinder wußte er sich noch zu fassen; der Zerfall seiner Ehe aber erschütterte sein innerstes Dasein. Mit derselben fast leidenschaftslosen Weichheit, die von Anfang an nicht vermocht hatte, die achtungsvolle Freundschaft der viel selbständigern Braut in ganz hingebende Liebe zu verwandeln, sah Forster seit 1790 das Herzensverhältniß zwischen seiner Therese und Ferdinand Huber entstehen und über sich ergehen wie seine andern Schicksale auch. Von diesem aber nahe der Wurzel getroffen, war seine Seele vollends außer Stande, dem letzten und gewaltigsten Stoße zu widerstehen, den gerade jetzt das Zeitalter selbst durch die aus Frankreich herüberdringende Revolution gegen ihn richtete. Den Grundsätzen der Revolution war er mit Eifer ergeben, aber nichts hatte ihm ferner gelegen als praktische Politik. Nach kurzem Bedenken trieb ihn die innere und äußere Zerrüttung seiner Existenz und vor Allem der Fatalismus seiner Schwäche der Umwälzung in die Arme. Am 25. Oktober 1792, vier Tage nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen, trat er in den Klub, wurde eifrig agitirender Redner, als Kommissär in die kleinen Nachbargebiete gesandt, um deren Lossagung vom Reich zu veranlassen; vom 17. bis 24. März saß er als Abgeordneter von Mainz im rheinischdeutschen Konvent in Paris, um die Vereinigung mit Frankreich nachzusuchen. In allen diesen Stellungen entfaltete er eine rastlose Thätigkeit, seine Gewandtheit im Französischen, seine weltmännische Bildung zogen ihn selbst in den Vordergrund. Bei all dieser fieberhaften Thätigkeit quälten ihn unaufhörlich Seelenkämpfe, der Bruch mit seinen alten Freunden, die wachsende Einsicht in den Unwerth seiner Partei und die Bodenlosigkeit ihrer Bestrebungen mit dem Glauben an die revolutionären Ideale. Anfangs Dezember verödete auch sein Haus;

vergebens bot ihm der junge Thomas Brand, später Lord Dacre, den er 1790 aus England als Pensionär mitgebracht, eine rettende Reise nach Italien an; Forster blieb, aber Therese ließ sich mit den Kindern nach Straßburg geleiten und fand bald in Neuenburg eine Zufluchtsstätte, wo auch im Sommer 1793 Huber zu ihren Schutze eintraf. Dem verlassenen Forster drang indessen die in Mainz abenteuernde Karoline Böhmer Trost und Pflege auf, bis ihn die Sendung nach Paris für immer hinwegriß.

Die Reichsacht sperrte ihn von Deutschland ab, andere Auswege thaten sich nicht auf, in Frankreich litt er tief unter der gräßlichen Wirklichkeit, zu wissenschaftlichen Arbeiten vermißte er seine Bücher und Papiere. Ohne Besitz, ohne Familie, Freunde, Heimath und Vaterland, wehrte er sich doch noch mit finsternem Muth gegen die Verzweiflung; nur beim Gedanken an seine Kinder schmerzt ihm das Herz. Anfangs November treibt ihn die Sehnsucht nach ihnen über die Schweizer Grenze nach Travers, wo er drei Tage über auch Therese und Huber sah; nach Paris zurückgekehrt, zog er sich am 8. Dezember eine Brustentzündung zu, die sich täglich verschlimmerte, bis ihn am 10. Januar 1794 im vierzigsten Jahre eines fast freudlosen Lebens ein einsamer Tod befreite.

Forster gehört zu den klassischen Schriftstellern Deutschlands; in seiner Prosa verbindet sich französische Leichtigkeit mit englischer Würde. Abgesehen von seinen zahlreichen Uebersetzungen sind von seinen Schriften zu erwähnen, die anziehende, für Naturgeschichte und Menschenkenntniß wichtige Beschreibung der denkwürdigen „Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775“ (2 Bde., London 1777; neue deutsche Ausgabe in 3 Bänden Berlin 1779); seine „Kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens“ (6 Bde., Leipzig 1789—97) und insbesondere seine „Ansichten vom Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich 1790“ (2 Bde., neueste Auflage Leipzig 1868). Auch hat er die „Sakuntala“ des Kalidasa auf deutschen Boden verpflanzt.

Forster's Gattin, Therese Huber, gab seinen Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben (2 Bde., Leipzig 1829), Forsters Tochter seine „Sämmtlichen Schriften“ mit einer Charakteristik des Verfassers von Gervinus (9 Bde., Leipzig 1843) heraus. Forster's Briefwechsel mit Therese publizierte der jüngst verstorbene Professor Hettner (1871). Sein Leben behandelt der 1869 verstorbene Romanschriftsteller Heinrich König in einem dreibändigen vorzüglichen Roman „Die Klubisten in Mainz“ und in „Forster's Leben in Haus und Welt“ (Leipzig 1858).

Im Spätherbst des Jahres 1793 war's, als eine schwerfällig gebaute Reisefutsche aus den Thoren der damals noch preussischen Stadt Neuenburg rollte und zwar auf der zu jener Zeit noch holperigen Land-

straße längs des See's in der Richtung nach Serrières fuhr. Die Straße war weder so breit angelegt, noch so reichlich mit Villen und Gärten begrenzt, wie heutzutage, noch barg Serrières die großen Chokoladen-Fabriken des weltbekannten und nun unter der Erde ruhenden Père Süchard. Die Wasser der aus enger Schlucht hervorbrausenden Serrière trieben nur Mühlen und der kleine Ort hatte einzig durch Pierre de Bingle einige Berühmtheit erlangt, weil dieser zu des Reformator Farel's Zeiten die erste durch P. R. Olivetan in's Französische übersetzte Bibel hier hatte drucken lassen. Immerhin war die Straße nicht öde und langweilig, denn aus dem Grün der zahlreichen Weinberge ragten einzelne Landhäuser hervor, die mit ihren in den Epheuranfen halb versteckten, altmodisch gestreiften Fensterladen und soliden Gittern aus Schmiedeisen etwas Bornehmes, Abgeschlossenes an sich trugen. Nach einem dieser Häuser winkte die Insassin der Karosse zurück. Ein noch jugendlicher Frauenkopf kam bei diesem Anlaß zum Vorschein. Die Frau mochte gegen dreißig Jahre zählen. Braune Löckchen beschatteten eine hohe, schön geformte Stirn. Geistvolle, dunkle Augen blickten unter scharf gezeichneten, edel geschwungenen Brauen. Der Mund war nicht hübsch durch die Form, wohl aber durch den Ausdruck der feinen Winkel. Das Ganze dieser weiblichen Erscheinung war höchst anmuthig und interessant, ohne eigentlich schön zu sein. Eine Wolke von Sorgen und Bedrücktsein schien über ihr Thun und Lassen ausgebreitet.

„Es sind treffliche Menschen, diese Rougemonts!“ wandte sich die junge Frau dann lebhaft und mit wohlklingender Stimme zu ihrem Reisebegleiter. „Mein Papa stellte mir dieselben vor, als ich noch daheim in Göttingen weilte. Sie schlossen sich an des Hofrath Heyne's Tochter an, wie sie jetzt der armen, emigrierten Frau Forster-Heyne Wohl gewährten!“

„Freilich sind es seltene Menschen!“ gab ihr Reisebegleiter zu, der den Rücksitz des Wagens ihr gegenüber einnahm. „Sie gehören nicht zu jenen Feiglingen, die Klärchen im „Egmont“ mit den Worten bezeichnet: „Ihr verbergt euch, da es Noth ist, ihr verleugnet . . .“

„Nein, bester Freund, zu diesen, die doch wohl den großen Haufen bilden, gehören sie nicht! Es ist mir und der treuen Lise, die mit mir und den Kindern die Flucht von Straßburg nach der schönen Schweiz durchgemacht hat, unter ihrem Dach wohl geworden!“ — Frau Therese Forster blickte freundlich unter ihrem malerisch gefalteten Spitzentuch nach dem Vorderstiz, wo ihr Kindermädchen Lise thronte, eine Dienst-

magd mit einem Herzen, treu wie Gold und anhänglich wie eine Brombeerranke! Diese wirkliche Perle eines Diensthofen hielt mit derben Armen zwei niedliche Mädchen fest, um die fünfjährige Claire, ihres Vaters Herzblatt und die siebenjährige Therese, „Köschen“ genannt, vor den Stößen der steinigen Bergstraße möglichst zu bewahren. Denn die Karosse hatte nun schon die Seestraße verlassen, noch bevor Serrières erreicht worden war und die beiden kräftigen Pferde leuchteten langsam den Berg bei Besieux hinan. — Hier sprang der gleichaltrige Reisegefährte Theresens aus der Kutsche, indem er rief: „L'attelage suait, soufflait, était rendu!“

„Du hast recht, alter Lafontaine!“ fuhr er fort, „ich werde zu Fuß gehen, um die Last etwas zu erleichtern. Am Wagenstrich nebenhergehend, kann ich gleichwohl mit Ihnen plaudern, verehrte Frau!“

„Ja, lassen Sie jetzt Ihre häufigen Citate, Herr Legationssekretär, Ihre Verse und Tiraden passen heute nicht, es ist ein ernster Tag. Mir klopft das Herz! Wie wird es sein, wenn wir nach drei Tagen von Travers wiederkehren? Wird er wohl kommen? Was wird seine Entscheidung sein?“

Huber erwiderte: „Natürlich, das ist die große Hamlet'sche Frage! Und dennoch . . . falle sein Entschluß aus, wie er wolle, nach diesem Wiedersehen mit meinem — Ihrem — Freund muß ich wiederum sagen:

Er war ein Mann! Nehmt Alles nur in Allem,  
Nie werd' ich wieder seines Gleichen seh'n!

Ja dies Wort gilt von meinem Freund Forster!“

Frau Therese lächelte schmerzlich, wehmüthig. Ferdinand Huber, der junge, feurige Mann, der so rüstig im herbstlichen Morgennebel dahinschritt, nannte den, zu dessen Wiedersehen sie jetzt in die Thäler des Jura reisten, nicht mehr ihren „Gatten“, sondern nur ihren „Freund“. Und doch war sie einst so stolz gewesen, die Braut des berühmten Weltumseglers Georg Forster, des Naturforschers, des großen Gelehrten zu heißen.

Tempi passati! Welche Kluft lag zwischen dem Chémals und dem Heute! Die französische Revolution, welche sich in diesen Tagen zu ihrer vollsten Blüthe entfaltete, schickte sich an, ihre üppigsten, wildesten Ranken zu treiben und den Idealisten und Freiheits-Enthusiasten Forster in ihren gefährlichen Wirbel zu ziehen.

Georg befand sich in Paris und sollte nun über Pontarlier in die Schweiz kommen. Da die nöthigen Papiere und Ausweise weder Huber

noch Therese zu Gebote standen, durften sie sich nicht über die Grenze bei Verrières hinauswagen. Deshalb schrieb Forster: „Ich komme nach Travers!“

Frau Therese sann und sann. Aus den Augen und Mienen ihrer Kleinen blickte sie der geniale Vater an. Noch jetzt füllte warmes Wohlwollen und Mitleid für den Gatten ihrer Jugend ihre erregte Brust. Weßhalb hatte Forster in seinem Geistesdrange die Schranken so weit gezogen! Wie oft hatte er zu ihr und zu dem Hausfreunde Huber gesprochen: „Kinder, ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüten und Früchte zu tragen.“

Ach, hatte es dieser Aufmunterung bedurft, um die Knospe der Zuneigung, die erst schüchtern zu dem Hausfreund emporgewachsen war, in die volle Blüthe der Liebe sich entfalten zu lassen! Aber hatte die geistvolle Frau Therese wohl diese Maxime des Gatten richtig angewendet? Hatte Georg es in Bezug auf die Ehe in diesem gefährlichen Sinne gemeint? Gewiß nicht. Aber die bittere Nothwendigkeit einer Trennung war da und die Stürme der Zeit zeitigten sie rasch.

„Mutter! Wird der Vater mir bunte Muscheln, wird er mir getrocknete Pflanzen bringen, wenn ich ihn heute sehe?“ fragte das sanfte Köschchen, indem es mit dem kleinen, ausgestreckten Finger die in Träumen Versunkene schüchtern antippte.

„Nein, mein Herzchen! Deines Vaters Sachen sind in Straßburg geblieben. In Tonnen verpackt wurden sie von Mainz dorthin geflüchtet.“

„Und sie werden dort untergehen!“ rief mit dem weissagenden Blick die treue Lise schmerzlich aus.

Die noch jüngere Claire sah eine bethaute, purpurrothe Ranke in der Morgensonne blitzen und rief, die kleinen runden Arme nach ihr ausstreckend:

„Väterchen, gib mir die schöne, blutrothe Blume!“ Huber willfahrte freundlich dem Wunsch. Es freute ihn, daß das Kind ihn schon jetzt kaum von seinem wirklichen Vater unterschied. Er fütterte die beiden Mädchen mit Süßigkeiten aus seiner Düte.

„Haben Sie's gehört, theure Freundin?“ flüsterte er Theresen leise, doch leidenschaftlich zu. „Das Kind nennt mich „Väterchen.“ — Die Mutter der Kleinen wandte den Kopf bei Seite. Ihr war von der Anrede des Kindes nur das Wort „blutroth“ im Gedächtniß geblieben. Sie gedachte ihres Gatten, der als Abgeordneter von Mainz in Paris weilte.

Sie sann über seine inhaltsreichen Briefe nach, die immer mehr den Abgang der edlern gemäßigten Girondisten beklagten, die immer lebhafter die Herrschaft der Jakobiner prophezeiten. Das Beil der Guillotine hing blutroth gefärbt vor ihren Augen. „Nur das nicht, o Himmel, du Allgütiger, laß' das edle Haupt meines Georg nicht auf solche Weise enden!“

Die dampfenden Pferde waren stillgestanden, um auszuruhen und Athem zu schöpfen. Der junge Legationssekretär brachte den Mädchen ein Büschel frischer Haselnüsse, die er sorglich an den Hecken gepflückt. Frau Therese lächelte ihm dankbar zu. Das war ganz ihr Freund, wie er ja schon in Mainz so hausväterlich für die Ihrigen besorgt gewesen war; wenn die Mittel, die Forster ihr gewährt, den Bedarf der Hausfrau nicht zu decken vermochten, hatte Ferdinand Huber auf die zarteste, schonungsvollste Weise ihr beigestanden. Diese Aushilfe hatte eine Art Brücke gebildet zwischen Huber und Therese. Jetzt kam der Baumeister der Brücke und mahnte erst leise, dann dringlicher an den ihm gebührenden Lohn. Und er forderte den höchsten Lohn . . . Freundschaft schien ihm fürder nicht mehr genug. Frau Therese, die geistig bedeutende, edle Natur, legte so viel Dankbarkeit, gepaart mit gemessener Zurückhaltung in ihr Betragen, als sie vermochte, aber was fruchtete es? Die beiden Rivalen, Georg und Ferdinand, schienen sich selbst untereinander verständigt zu haben. Huber war nicht der geniale, bedeutende Mensch, wie der weltberühmte Forster, aber seine Bildung, seine Aufopferungsfähigkeit, seine finanziellen und praktischen Tugenden hatten etwas überaus Bestechendes. Er war der Erste, der Forster bewunderte, entschuldigte. Frau Therese befand sich in einer seltsamen Ausnahmestellung. Beide Männer, die ihr nahe standen, lebten in der aufrichtigsten Freundschaft zu einander. Da war nichts von jener banalen, weltlichen Nebenbuhler-Feindschaft, wie solch schiefe Verhältnisse sie sonst in der Gesellschaft hervorzurufen pflegen; auch nicht jene Gleichgültigkeit, mit der ein Weltmann einen Hausfreund an seinen Herd treten läßt. Es war ein Höheres, Geistiges, ein Erkennen Forsters: Ich kann nicht mehr für die Meinigen sorgen; ein überaus liebevolles Eintreten Hubers: „Ich muß und will fürderhin sie die Meinen heißen!“

Außerhalb Besenx stieg Huber wieder in den Wagen. Die Nebel hatten sich gelichtet, die Aussicht wurde hell und klar, schimmernd im Morgenduft zeigten sich die Berge. Das Seegelande lag zu ihren Füßen in die bunten Farben eines herrlichen Spätherbstes gekleidet. Die Welt prangte im Festschmuck. „Durch Nacht zum Licht!“ rief die junge Mutter



aus. Des Begleiters Auge traf voll und warm das ihrige, dann recitirte er hastig und sich überstürzend:

. . . Majestät'sche Sonnenrosse!  
Durch des Lichtes weiten Raum  
Leitet Phöbus goldner Baum.

„Schillers Triumph der Liebe?“ fragte Frau Therese leise erröthend. Ferdinand Huber nickte beseligend und fuhr fort, indem er immerzu das dunkle, geistvolle Auge seiner Begleiterin mit dem seinen suchte:

Wüsten öd und schauerlich  
Lichten sich in deiner Strahlenquelle,  
Düstrer Zukunft Nebelferne  
Goldet sich in deinem Sterne!

Die Angesprochene bewegte leis abwehrend die Hand und es entfloß ihrem Mund der Vorwurf: „Bester, können Sie denn nicht vergessen, daß Sie mit Schillern ein halbes Jahr lang in Dresden gelebt und gewirthschaftet haben? Es mag wohl eine schöne Zeit gewesen sein, eine Zeit der Genialität und Unabhängigkeit, in der Sie lebten? Aber ich dächte, ich hätte Ihnen in Mainz alle Tiraden und jede Verhimmelung abgewöhnt, Huber! Leben wir jetzt der Gegenwart, diese ist ernst genug. . .“

Der Wagen näherte sich dem Ziele. Die Landschaft wurde düsterer, das Laubholz blieb zurück. Dunkle Tannen schlugen ihre zähen Pranken in den Fels. Corcelles und Rochefort waren erreicht. Träumerisch haftete das Auge der jungen Frau auf den Trümmern eines alten Schlosses auf einer Anhöhe. „Zerstört, zerfallen der einst so stolze Bau!“ flüsterten ihre Lippen, „wie das Gebäude meines ehelichen Glückes!“ — Und obwohl Ferdinand diesmal keinen Kommentar zu ihrem Selbstgespräch machte, hatte er sie doch mit intuitiver Sympathie verstanden.

Endlich, noch ziemlich früh am Nachmittage, wurde über Noiraigue das Pfarrdorf Travers erreicht. Aengstlich fragten die Reisenden nach einem einzelnen Herrn, der vor ihnen angekommen sein sollte. Die Wirthin schüttelte verneinend den Kopf und brachte den beiden kleinen, durstigen Mägdlein schäumende Milch, um ihre Ungeduld nach dem „Papa“ zu beschwichtigen. Klein Köschchen sagte mit wichtiger Miene: „Der Herr hat Kleider an, wie man sie in Paris trägt! Französischer Schnitt und einen großen Jabot vorne an der Brust!“

Klärchen, die Fünfjährige, bewegte ihr lichtbraunes Haarschöpfchen lebhaft hin und her und rief lustig dazwischen: „Und denken Sie nur,

Frau Wirthin, Väterchen trägt auch keinen Zopf mehr. Er schnitt sich denselben in Mainz selber ab!“

\* \* \*

Unterdessen war an demselben Herbsttage ein einsamer Reisender von Pontarlier aus durch das obere Traversthal unermüdtlich, unaufhaltsam dem Pfarrdorf Travers entgegengewandert. Die Gegend am Doubs bei Pontarlier schien den Wanderer wenig in Anspruch zu nehmen. Sein aufmerksames Forscherauge haftete zwar oft auf den Umgebungen, aber der nach Innen gerichtete staunende Blick schien nichts zu sehen, nichts zu erfassen. Kinder am Wege nahmen vor dem Manne die Flucht, denn das Weiße seines Auges war dunkel und gelblich gefärbt, pockennarbig die Haut und der ganze Anzug, obwohl modernen, französischen Schnittes nach der Revolutionstracht, schien vernachlässigt und etwas abgetragen. Trotz Alledem! Welch' edles Profil, Welch' regelmäßigen Züge! Welch' tiefer Ernst auf der Denkerstirne! Diese Brust mußte erfüllt sein von hohen, unerreichten Idealen! Um den feinen Mund das schmerzlichste Lächeln der Entsagung! — Es war Georg Forster, der Weltumsegler, der Gelehrte, der Bibliothekar und gewesene Hofrath am kurfürstlichen Hofe zu Mainz, der Gatte der geistreichen Frau Therese . . und jetzt! . . der glühende Freiheitsfreund, der seine Ideale für die Wohlfahrt der Menschheit — wie so Viele — in der französischen Revolution suchte. Von Verrières de Joux bis Verrières an der Neuenburger Grenze schritt Forster besonders lebhaft weiter. In letzterem Orte athmete er ordentlich auf, lüftete seine hoch hinaufgehende Weste mit dem spitzenbesetzten Busenstrich und nahm wie grüßend den Hut vom Haupte. „Ah, Schweizerluft!“ rief er dann befriedigt. „Ich athme jetzt dieselbe Luft mit meinen herzlieben Kindern, mit . . .“ Er brach plötzlich ab und schritt rasch fürbas. Bei Boveresse hörte er das Donnern der Wasserwerke, welche von Henri Petitpierre angelegt, in einem Felsenschlund Fuß gefaßt haben. Er betrachtete Alles, still, mechanisch, stumm, wie er das alte Fort de Joux betrachtet hatte, wo auch ein Freiheitskämpfer wie er selbst, Mirabeau, ungefähr zwanzig Jahre früher seiner persönlichen Freiheit beraubt war. Wortlos schritt er weiter.

Von St. Sulpice bis Boveresse war die Gegend noch malerischer geworden. Oft hielt sich die Landstraße ganz tief im Grunde, kroch durch überwölbte Felspartieen wie durch einen Tunnel. Dort lag nordöstlich von Boveresse der kleine See von Tallières mit seinem unterirdischen

Wildbach, der bei dem Dorfe die vielen Sägen und Gewerke treibt. In dem freundlichen Flecken Fleurier gestattete sich der Dahineilende noch keine Ruhe! Nein, er wollte nach Motiers, das den armen Jean Jacques Rousseau mit einem Asyl, aber auch mit Steinwürfen bedacht hatte, als er von da sein „Lettres de la Montagne“ in die Welt schleuderte. Forster hatte viel über den Genfer Verbannten nachgedacht und Vieles, doch nicht ganz unbedingt Alles an ihm bewundert. Namentlich in letzter Zeit rief er oft aus: „Die Tage sind vorüber, wo man für die Freiheit schreiben konnte, die vorwärtsstrebende Geschichte erheischt die That.“

Mit Wehmuth betrachtete Georg Forster das Haus, wo der Philosoph gelebt und gelitten hatte. Er dachte daran, welch' schattiges Asyl dem Flüchtigen nach dieser Episode die reizende St. Peters-Insel im Bielersee gewährt haben mußte. „O des Glückes! Sechs Wochen lang solch' einer erquickenden Insel-Einsamkeit froh zu werden!“ rief Forster verlangend aus. Er wischte sich die hohe Stirn. — „Mit Steinwürfen bedachten ihn die unverständigen Leute,“ murmelte er, „dann . . . o ich kenne Schicksalsschläge an die innerste Herzenspforte, die viel weher thun! Verbannt! Bin ich es nicht auch selbst! Verstoßen aus der sogenannten guten Gesellschaft!“

Im Wirthshaus zu Motiers ließ unser Wanderer, nachdem er seinen Ambis eingenommen, sich das Zimmer zeigen, wo Rousseau gewohnt hatte; er stand an seinem Pult, wo er gearbeitet, er schaute aus den zwei schmalen Fensteröffnungen, aus welchen der menschen scheue Philosoph die Vorübergehenden heimlich zu beobachten pflegte. Er hörte mit gemischten Gefühlen die Nachricht, wie die benachbarte Gemeinde Couvet die Verfolgung Rousseau's gut zu machen getrachtet, indem sie ihm einmüthig das Bürgerrecht schenkte. Das Bürgerrecht? Er selbst, der berühmte Forster, der für die Naturwissenschaft bis an die Ufer der Wolga, in das unwirthliche Polen und bis an die fernsten Grenzen des Südpols gewandert war, er hatte es verloren, er war heimathlos! Was Wunder, wenn der Ausgestoßene kosmopolitisch dachte und die ganze Welt als seine Heimath ansah. Wie gern wäre er von Paris nach Indien gegangen, wären ihm nur die Mittel dazu flüßig gewesen, wie gerne wäre er nach England gereist, wäre wenigstens nur von dorthier ein Ruf an ihn erfolgt! Er dachte an ein ruhiges Plätzchen in der schönen Schweiz, wo er in Frieden und Stille seine Geistesprodukte hätte ausarbeiten dürfen. Aber nein, er hatte nur drei Tage Frist, um seine Lieben wiederzusehen . . . Dann hieß ein unabweisbares, weitherziges Gefühl, das geträumte Asyl seiner

Ruhe dem Freunde Huber und Theresen zu überlassen. Er gestand sich in seiner Demuth selbst, die an Größe grenzte, daß er das häusliche Glück verscherzt habe. Er war kein guter Haushalter gewesen, er hatte zuviel für seine Bücher, für seine Reisen verbraucht; er hatte die Hausfrau und die Kinder darben lassen. Da war Freund Huber stets in den Riß getreten und hatte mit zartester Fürsorge das Nöthige beigebracht. Geiz gegenüber den Seinen lag ganz und gar nicht in Forsters Charakter, wohl aber Mangel an Einsicht in die praktischen Dinge dieser Welt. Eben jetzt hatte er von einem Freunde und Gesinnungsgenossen, Professor Dorisch aus Mainz, eintausend Livres gegen eine Handschrift aufreiben können. Den Löwenantheil davon wollte er seiner Therese und den Kleinen bringen. Er war die freigebigste Seele der Welt, so lange er etwas zu geben hatte. „Seiner Therese?“ War sie auch wirklich noch die Seine?

\* \* \*

Endlich war das Dorf Travers erreicht. Forster sah von ferne kleine Gestalten wie Wichtelmännchen sich bewegen. Trotzdem er ermüdet war, ermunterte er dennoch seine Schritte. Plötzlich ließ er einen Lockruf erschallen, mit dem er sonst seine Kleinen zu sammeln pflegte, einen Ruf, den er den Insulanern der Südsee abgelernt zu haben schien. Ein Augenblick des Aufhorchens, des Erkennens und die Wichtelmännchen saßen ihm im Arm, hingen ihm am Nacken. Er fühlte die heißen Küsse der rosigen, frischen Kinderlippen auf seinem welken Munde. Er war nicht mehr vereinsamt. Umringt von seinen Kindern trat er in die Weinlaube, wo Huber mit Theresen gefessen hatte, beleuchtet von den rothen Strahlen der untergehenden Herbstsonne. Wie späte Rosen erglühten die goldgelben und purpurfarbenen Blätter auf! Das sich erhebende stattliche Paar schien wie in der Glorie einer Glückssonne zu stehen. Sie begrüßten den Ankommenden freundlich, herzlich, ja stürmisch, — vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen. Forster wappnete sich, so gut er konnte, gegen die fragenden, theilnehmenden Blicke aus den großen, dunkeln Augen seiner Frau. Gegen Huber war er von einer weitherzigen Offenheit und Freundlichkeit, wie es nur ein großangelegter Charakter zu sein vermag. Er erzählte viel und äußerst Interessantes aus Paris. Oft sagte er begeistert: „Die Franzosen scheinen dazu bestimmt, die Märtyrer der Freiheit zu sein!“ Dann erwiederte wohl auch Frau Therese: „Ach, Bester, ich lobe mir die Freiheitskämpfer der Schweiz, die Verschwornen des Rüttli! Sie

vollbrachten Alles, so zu sagen, ohne Blutvergießen, das edle Maß stets innehaltend. O! es ist ein herrliches Land, unser Asyl!"

„Ein Land für Liebende! Seid glücklich darin, Kinder!“ sagte Forster weich.

Während drei vollen Tagen war es den Freunden vergönnt, zusammen zu sein! Sie schienen dem sonderbaren Kleeblatt lang zu sein in Betracht der Trennungsstunde, von der alle wünschten, sie möchte bald vorüber gehen; sie schienen kurz zu sein, weil instinktiv drei Seelen fühlten, daß es das letzte Zusammenfinden sein dürfte! Bald sprach Forster von der gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte, von dem leidigen Storbut, der fort und fort zu spucken für gut finde und von dem er befürchtete, daß aus den verdorbenen Säften die Gicht entstehen könnte. Mit einer Art von Bewunderung betrachtete er dann Huber, seinen Freund; seinen Nebenbuhler, wie die Welt ihn hätte nennen mögen. Der blühende Mann war kraftvoll gebaut. Selten sah man so viel Anmuth mit fester Männlichkeit gepaart. Seine Liebenswürdigkeit war unbestreitbar, seine Unterhaltungs-gabe half über alle Klippen hinweg. Ferdinand drängte sich nicht zwischen die Gatten; sie sollten sich gegenseitig aussprechen. Er gedachte sich mehr an die Kinder zu halten, aber es glückte ihm nicht ganz; denn Forster schien sich an seine Mädchen, wie an sein einzig ihm verbliebenes Gut anzuklammern. Eine uralte Stechpalme stand im Garten. Die treue Lise hatte den Kindern viele Zweige davon abgepflückt, wohl um sich zu beschäftigen, damit die Frau Hofrätthin die Thränen nicht gewahr würde, die stets in ihren braunen Augen sichtbar wurden, wenn sie ihren „alten Gebieter“ ansah. Köschen und Claire hatten ihre Wärterin gebeten, einen Kranz für den „rechten Papa“ zu flechten. Lise willfahrte ihnen. Der Kranz wurde gemacht und sah sehr hübsch aus. „Ganz wie ein ächter Lorbeer,“ meinte das verständige Köschen, das eigentlich auf den Namen der Mutter „Therese“ getauft worden war. In der That hatten die festen, glänzenden, dunkelgrünen Blätter jeglichen Stachel verloren, eine Eigenthümlichkeit der alternden Stechpalme — und die ästhetische Frau Therese hatte dem Kranz jene Form gegeben, wie man sie auf Dichterbüsten sieht. Was Wunder! Nahmen doch ihre innersten Gedanken viel eher einen antiken als einen modernen Gang. Thereschen eilte zum Vater und wollte ihm den Kranz mit kindischem Ungestüm aufsetzen.

„Nicht doch, mein Herzblatt! Er gebührt mir nicht!“ rief Forster und entzog sein Haupt durch plötzliches Aufstehen dem Kinde. „Sieh! es haben sich doch noch jüngere scharfgezackte Blätter mit eingeschlichen!

Vorbeer bringt stets Dornen! Du hast aber richtig gehandelt, indem du mir nur einen unmächtigen Vorbeerfranz aufsetzen willst; ich habe den vollen, ächten Vorbeer nie verdient!"

Das Kind begriff den Vater nicht, dessen Antlitz sonst so milde, jetzt so strenge dreinschaute.

Georg wandte sich zu den Erwachsenen: „Krönt man auch einen Kopf, auf den von Deutschland her hundert Dukaten gesetzt worden sind?"

Therese schrak jäh zusammen und wurde todtenblaß. „Also es ist doch wahr?" murmelte sie.

„Ja, Kind, es ist wahr," erwiderte der Verbannte. „Denkt Euch nur: Hundert Dukaten ist der Kopf eines Weltumseglers, eines Naturforschers, eines Gelehrten und Patrioten werth! Der arme Schelm von einem General," fügte er mit stolzeſtem Selbstbewußtsein hinzu, „der nicht eine Idee davon hat, was solch ein Forster-Kopf werth ist! Ich gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen!"

Therese strich ihm mit liebender Hand über seine Stirn, wie um sich zu vergewissern, daß das immerhin noch so theure Haupt bis jetzt unverfehrt sei.

„Und was sagt Ihr Schwiegerpapa Heyne in Göttingen denn dazu, lieber Idealist, daß Sie sich der Freiheit so ganz in die Arme geworfen haben, daß Sie sich von den Mainzern als Deputirten erwählen ließen, um nach Paris an den Herd des Vulkans zu gehen?" Huber fragte es in einem eindringlich-ernsten Ton.

„Ich achte Heyne," erwiderte Forster achselzuckend, „als einen seltenen Menschen, aber auch er ist in den Mechanismus des deutschen Gelehrtenlebens verrannt und bleibt verknöchert! Ich habe wegen meiner politischen Ansichten und Grundsätze bittere Vorwürfe aus seiner Feder schlucken müssen; aber ich habe mir den Groll über dieses Philisterthum von der Seele geschrieben in einem Manifest gegen diese gelehrte Sippe!"

„Vergiß nicht, Georg, daß es mein Vater ist," mahnte Therese.

„Huber wird bald statt meiner die Stelle eines Schwiegersohnes in Göttingen einnehmen," erwiederte Forster nun wieder mit weicherer Stimme und ganz ohne Groll und Bitterkeit. „Ferdinand wird es verstehen, einen vollkommenen Ersatz für meine stürmische Wenigkeit zu bieten. Ich übergebe ihm dich hiermit feierlich und unabänderlich! Halte Therese hoch," wandte er sich an Ferdinand, „sie verdient es, mein Freund! Sie ist ein gediegener Charakter, eine große Seele, ein wissensdurftiger, arbeitender Geist. Wer weiß, welche Schätze, welche Talente du noch in

ihr zu heben versteht! Sorgt für meine Kleinen, — ach, ich kann es nimmer . . . daß ich es noch könnte! — Therese! — Huber! — Meine Liebe sei die eure! — Doch ich fordere, ich flehe um eure Freundschaft! Sind mir schon Sömmering und Stadion, meine Mainzer Freunde entfremdet, so kann ich eurer Liebe, eurer herzlichen Briefe um so weniger entbehren.“

Es war geschehen! Forster hatte das bedeutsame Wort abschließend gesprochen, das Opfer war vollbracht. Die Folge jener Verschiebung des ehelichen Verhältnisses, die dem Hausfreund gestattete, die Mittel zum Haushalt zu geben, statt daß es der Hausvater gethan, war geföhnt!

Der letzte der drei bestimmten Tage war erschienen. Der Herbstregen, welcher in der Nacht gefallen war, hatte aufgehört. Es war keine helle, brillante Witterung, aber der Nebel versprach, sich lichten zu wollen. Forster beehrte mit seinen Kindern allein einen Morgenspaziergang zu unternehmen. Freudig tänzelten die niedlichen Mädchen an seiner Seite den tannenumkränzten Waldpfad hinan, ohne Ahnung und Sorge, was ihnen die Zukunft bringen werde. Fest hielt Forster die kleine Claire an seiner Rechten und leitete ihre mitunter noch schwanken Schritte, während Köschen ihre Kinderhand freiwillig in seine Linke eingelegt hatte. Der gelehrte Mann war sehr ernst gestimmt. Traurig blickte das tiefliegende Auge, schmerzlich zuckte der in männlicher Resignation zusammengepreßte Mund. Erst jetzt, nun er allein mit den Trümmern seines Glückes war, sah man, wie stark seine Züge gealtert hatten, wie gebeugt er ging, — — ach, wer erst geföhlt hätte, welche Schmerzen sein Innerstes bewegten! Er schaute nicht zum Himmel auf, um da Trost für seine Prüfung zu suchen. Es war dies nicht seine Art. Es lag auch nicht im Geiste der Zeit, das zu thun. Seinen Trost wollte er in großen Reisen suchen, die er zu unternehmen und nachher zu beschreiben gedachte, er wollte arbeiten für sie! Weßhalb hatte er nicht das wohlwollende Anerbieten seiner Mainzer Zöglings Thomas Brand angenommen, der mit ihm, statt allein nach Paris, eine Fahrt in's schöne Italien zu unternehmen beabsichtigte? — Weßhalb? — Ja, das war es ja eben: seine politischen Ideen und Grundsätze ließen es ihm nicht zu. Er war bereit, Frau und Kinder selbst zu verlassen, um seinen hochfliegenden Unabhängigkeitssträumen Raum und Verwirklichung zu geben. Ein Schauer der Befriedigung überlief ihn, wenn er der patriotischen Heldenthat einer Charlotte Corday gedachte, für welche er mit seinem Freund und Mitdeputirten Luy solch lauten Enthusiasmus an den Tag legte, daß wohl die Gefahr

einer Verhaftung nahe lag. Freilich! — Dies waren die Lichtpunkte. Aber er gedachte auch des verworrenen, ekelhaften Labyrinthes der Pariser Intriguen; vollzog sich vielleicht in diesem Augenblick nicht selbst der Sturz der edlen Gironde in der Seinestadt? Wußte er nicht selbst aus eigener Erfahrung, wie seine idealen Bestrebungen nur Schmutz und Schlamm statt festen Boden gefunden hatten?

In Deutschland waren alle Brücken hinter ihm abgebrochen. Huber konnte noch einmal daselbst in geregelte Thätigkeit treten. Forster nicht! Und jetzt, hier? In dieses enge, felsumschlossene Thal war er gekommen, um sich noch von dem Letzten, was er besaß, von Frau und Kindern und von seinem einzigen Freund Huber zu trennen. Er betrachtete seine jungen Begleiterinnen: das braunäugige Röschen, welches ihm einen Eichenzweig entgegenhielt und das, nach alter Gewohnheit, von dem an botanischen Kenntnissen so reichen Vater wissen wollte, woher die sogenannten Gall-äpfel am Laube kämen?

„Es ist der Biß eines Insektes, welches die vorher vollkommene Form des schönen Eichblattes verdirbt!“ sagte er dem Kinde und er gedachte jener fremden Liebe, die an seinen Glückesherd gekommen war, er wußte nicht wie . . . Er liebte des Kindes blonden Kopf und sprach wie im Traume vor sich hin: „Du, meine Aelteste, wurdest mir in Wilna, im unwirthlichen Polen geschenkt, ein Vollmondgesichtchen mit der Mutter Lebhaftigkeit, ein Trost in äußerlich recht trüber Zeit! Aber innerlich, wie war ich glücklich, wie war ich hoffnungsvoll!“\* Klärchen hatte unterdessen Steinchen, Beeren und Waldschwämme gesammelt und Alles dem Vater in seinem Hute zugetragen, mit jenem reizenden Lächeln der unschuldsvollen Kinderwelt, welches nur eine Fülle des zartesten Wohlwollens, der treuesten Liebe für die Zukunft verheißt.

„Du wirst ein wirthliches Hausmütterchen werden, meine süße Claire!“ rief Forster entzückt aus. „Wohl dem Manne, der dich einst an sein Herz nimmt, möge es ein Biederer und Getreuer sein. Das wißbegierige Röschen aber hätte wohl das Zeug an sich, zur Erzieherin sich auszu-

---

\* Das war um die Zeit, wo er an Jakobi schrieb: „Ich habe in Theresen einen Geist und ein Herz kennen gelernt, wie ich es nie in der Welt zu finden hoffte. Ich konnte Ihnen die Gute, Liebenswürdige, Seltene nicht zeigen — das thut wehe. Meine Therese ist anmuthig, ist interessant, ist natürlich und frei im edelsten Sinne des Wortes!“



bilden, um andere junge Geister — mit der Zeit — zu unterrichten? Also sann der besorgte Vater. — Es währte jedoch nicht allzulange und unsere Spaziergänger wurden von Therese und Huber eingeholt, die, an die Mittagsstunde mahnend, die Zerstreuten zum Wirthshause herunterriefen.

Am späten Nachmittage begleiteten Alle unsern Forster eine Strecke gegen Pontarlier zu. Sorglich hatte Frau Therese den ganzen Morgen an ihres Gatten Wäsche und Kleidern gearbeitet, um Alles in möglichst guten Stand zu setzen. Huber gab an Tüchern und Halsbinden her, was er von Neuenburg heraufgebracht hatte. Therese war flink mit der Nadel. Die gute Nise wusch und bügelte noch für ihren frühern Herrn, als ob es gelte, für eine neue Reise um die Welt zu sorgen. Das Felleisen wurde gepackt und vorausgeschickt. Die Wanderer folgten. Hier und da nahm man Fußpfade, ja man suchte den Schatten, denn die Herbstsonne war wieder kräftig hervorgetreten. Ab und zu ließen die Einschnitte in den bewaldeten Felsen einen Blick auf See und Gebirg gewinnen. Hier blieb denn auch Forster stehen und rief gegen die Schweiz gewendet zu den Begleitern: „Ein herrliches Land, Kinder! Seid glücklich und heiter darinnen! So kann ich in Paris doch an einen Erdenfleck denken, wo zufriedene Menschen sind.“

Und als Huber sagte: „Es fragt sich nur, wie und mit was wir unser Leben fürder fristen wollen?“ da sprach Forster: „Sie fragen noch? Mit der Feder, Freund! Ich sende Euch für die Kinder, was ich verdienen kann. Sie selber, Huber, werden Kritiken schreiben, Blätter redigiren. Ja, Sie werden diesen Zauberstab in die Hand Ihrer Frau, unserer Therese, drücken und noch eine berühmte Schriftstellerin aus ihr machen. Sie hat das Zeug hiezu in sich. Therese Forster hat geliebt und gelebt, wie Ihr Freund Schiller sagt, als Therese Huber soll die Nachwelt sie kennen lernen. Dies übermache ich Ihnen als Ihre Geistesaufgabe.“

„Wir werden vielleicht bald von Neuenburg wegziehen,“ sagte Therese, „denn man spricht davon, die Emigranten aus der Stadt zu weisen. Könnte man das Dörfchen Böle sehen, ich möchte es dir zeigen, Georg, denn dahin gedenken wir uns zu wenden.“

„Wohl! Thut das!“ Und Forster lehnte sich weit vor, das blühende Land zu überschauen, um wenigstens die Lage des genannten Dörfchens zu erspähen. „Bereitet euch dort ein Asyl des Friedens, des Glückes

... der Liebe! Schreibt mir oft! Jetzt keinen Schritt weiter — — — es ist genug — — laßt uns scheiden!"

Lange, innig und zärtlich hielt er die Kinder umarmt und ließ sich von der treuen Lise das freiwillige Versprechen geben, ihre Herrin nie zu verlassen; dann schüttelte er Huber die Hand und bot ihm die Stirne zum Kuß mit den einfachen Worten: „Ich bleibe Dir gut! Freund! Wahre den Schatz, den ich Dir übergebe!"

Von Theresen ließ er sich umarmen, doch so, als ob er keinen Theil an ihr mehr hätte. Nun winkte er mit der Hand und schritt fürbaß, müde und wie gebrochen. Lautlos, stumm schauten die Zurückgebliebenen ihm nach, bis er am Waldsäume verschwand. Therese und Huber wußten es: Dieser Abschied war ein ewiger, auf Nimmerwiedersehen!

\* \* \*

Den 12. Januar 1794 starb Forster in Paris an einer Brustentzündung, an den Folgen des Sforbuts und an den Regungen der Gicht, verbannt, vereinsamt, verlassen. „Sa femme absente“, hieß es auf seinem Todtenschein. „Hütet Euch vor der Krankheit; küßt meine Herzblättchen!“ Das waren seine letzten brieflichen Worte an Theresen.

Diese wurde nach seinem Tode noch in Neuenburg Hubers Gattin. Die gute Lise hat ihr Wort gehalten und ist in der Familie geblieben, bis sie alt wurde, d. h. bis zu ihrem Tode. Kötschen wurde Erzieherin, die holde Claire glückliche Familienmutter einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Huber hat Wort gehalten und aus seiner Frau die begabte, vielseitige Schriftstellerin Therese Huber herausgebildet, welche Forster damals voraussagte. Ja, sie war nach dem Tode ihres zweiten Gatten die Leiterin des in Deutschland so verbreiteten „Morgenblattes“ geworden. Dazu führte sie in Böhle und später in Stuttgart ihr Hauswesen mit musterhafter Wirthlichkeit und Sparsamkeit und mit Kochlöffel und Nadel wußte sie ebenso behende umzugehen, als mit der Feder.

Ehre ihrem Andenken! Oder wie? Dürften wir das nicht ausrufen! Hätte diese Trennung im Thale von Travers etliche Leser veranlaßt, einen Stein auf eine so seltene Frau zu werfen? Das sei ferne! Wir haben nicht die Aufgabe hierin zu richten — sondern zu schlichten.

Drei Ausnahme-Charaktere in stürmischer, gefährvoller Zeit. In einer Geistesströmung befangen, wo selbst ein Schleiermacher auf die Lösung eines ehelichen Verhältnisses dringen durfte, sobald es inner-

lich unwahr sei; in einer Strömung, wo Göthe's Wahlverwandtschaften das große Wort redeten und eine Dorothea Veit sich von ihrem Manne trennte, um einen Schlegel zu freien, — in einer solchen Zeit ist es schwer richtig zu wandeln und zu handeln.

Fern sei es von uns zu entschuldigen oder gar zu vertheidigen! Gott der Allweise aber ist unser Meister — auch im Urtheil. Schön bleibt die Herzlichkeit Forsters gegen seinen Nachfolger! Groß die Opferfreudigkeit Hubers und seine rührende Treue in Zeiten dringendster Noth und Gefahr. Und sonderbar! Kein Unsegen des Himmels schien den neuen Bund heimzusuchen. Die neuen Ehegatten fanden das gesuchte Glück in der innigsten Seelenharmonie. Zwar starben von sechs Kindern vier. Schatten und Prüfungen suchten auch das Idyll in Bôle auf. Aber an den zwei lebenden Kindern erwachsen der alternden Mutter Therese nur Freude und hohe Befriedigung.

Die reizende Tochter Louise heirathete den Sohn des Dichters Herder. Der Sohn, Viktor Aimé Huber, ein bedeutender Kopf und gediegener Charakter, der in literarischen Arbeiten seiner Mutter einige Zeit bei der Redaktion des „Morgenblattes“ helfend zur Seite stand, war derselbe Huber, welcher, ein Zögling des großen Fellenberg auf Hofwyl, später bahnbrechend auf dem Gebiet der kirchlichen Sozial-Politik wirkte. Keine Frage — Therese Forster, seine Mutter, nachmalige Frau Huber war eine der interessantesten Frauen ihrer Zeit und in Travers hat sich eines der wichtigsten Begebnisse ihres Lebens vollzogen.



## Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Von J. Keller in Aarau.

(Schluß.)

Hat unser hauptsächlichste Gewährsmann für den Acker- und Weinbau der Schenkenberger mehrfach Anerkennung ausgesprochen, so ist er dagegen wenig erbaut von der Art und Weise, wie sie ihre Viehzucht betreiben. „Das Vieh ist sehr schlecht gehalten,“ sagt er geradezu; „auf sein Vieh stolz seyn, ist eine hiesigen bauren fremde ehre.“ Er besitzt